

# Klaas Voß Washingtons Söldner

Verdeckte US-Interventionen  
im Kalten Krieg  
und ihre Folgen

Hamburger  
Edition  
Gangneung  
im Institut



Klaas Voß

# Washingtons Söldner

Verdeckte US-Interventionen  
im Kalten Krieg und ihre Folgen

Hamburger Edition

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH  
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung  
Mittelweg 36  
20148 Hamburg  
[www.hamburger-edition.de](http://www.hamburger-edition.de)

© der E-Book-Ausgabe 2014 by Hamburger Edition  
ISBN 978-3-86854-617-0  
E-Book Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

© 2014 by Hamburger Edition  
ISBN 978-3-86854-274-5

Karten: Peter Palm, Berlin  
Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras

# Inhalt

Einleitung

## **Teil I: Die Wiege des modernen Söldnertums - der Kongo in den 1960er Jahren**

Wie der Adler in den Kongo kam: kongolesische Krisen und amerikanische Interessen

Die Simba-Rebellion und Washingtons Entscheidung zum Söldnerprogramm

Joint Mercenary Warfare: Organisation, Struktur und Einsatz der Söldner im Kongo

Erfolgsstory Kongo? Der Krieg der Söldner und seine Folgen

## **Teil II: Die weißen Bastionen - Angola und Rhodesien in den 1970er Jahren**

Auf der Suche nach Strategien: die USA und die Konflikte in Angola und Rhodesien

Das letzte Aufgebot: Söldner in Angola, November 1975 bis Februar 1976

»Wo man den Kommunismus mit Kugeln bekämpft«: US-Söldner in Rhodesien

Politik der Dementierbarkeit und die Folgen der Söldnerkonflikte in  
Angola und Rhodesien

### **Teil III: Krise im Hinterhof: Nicaragua und die Söldnerszene in den USA**

Tod der Revolution: Washingtons Strategien und Interessen in  
Nicaragua

Der Bedarf an »nicht-offiziellen Assistenten« im Contra-Krieg

Krisen im Management: Kontrolle und Kontrollverlust über die  
Söldnerszene in den USA

»The overt nature of covert action«: politische Kollateralschäden

### **Resümee: Lerneffekte und Institutionen**

Danksagung

Quellen und Literatur

Personen- und Sachregister

Zum Autor

# Einleitung

Anfang April 2004 gingen erschreckende Bilder aus dem Irak um die Welt. Sie zeigten die verkohlten Überreste von vier uniformierten US-Amerikanern, die von Aufständischen in Falludscha in bizarren Posen an einer Brücke aufgehängt worden waren. Die Szene erinnerte an den Vorfall von Mogadischu im Jahre 1993, als Milizen die Leiche eines amerikanischen Helikopterpiloten durch die Straßen der somalischen Hauptstadt schleiften. Der Unterschied bestand darin, dass die vier Toten von Falludscha keine Soldaten waren. Sie waren *contractors* der Firma Blackwater. Sie waren, wie einige deutsche Zeitungen mit wenig Rücksicht auf definitive Nuancen, aber dafür mit erkennbarer Überraschung feststellten, »Söldner«.<sup>1</sup> Unter Sachkundigen, vor allem Politikwissenschaftlern und Völkerrechtlern, war schon in den 1990er Jahren eine Rückkehr der Söldner ausgerufen worden, nach der Jahrtausendwende wurden zahlreiche akademische Werke zu den so genannten PMCs (*private military companies*) verfasst. Politikwissenschaftler stritten sich über die Definition solcher Söldnerfirmen und führten eine Vielzahl neuer Akronyme ein, um die unterschiedlichen Firmentypen voneinander abzugrenzen.<sup>2</sup> Völkerrechtler diskutierten über ihren rechtlichen Status und Möglichkeiten der Regulierung.<sup>3</sup>

Das Narrativ, darin waren sich die meisten einig, lautete wie folgt: Der Kalte Krieg war zu Ende, und massive Personalkürzungen der Militärs führten zu einem Überschuss an hochgradig geschultem Militärpersonal auf dem freien Markt. Privatisierung und Outsourcing westlicher Militärs und Sicherheitsapparate schufen in

Verbindung mit wachsender Instabilität im Globalen Süden die entsprechende Nachfrage für dieses Angebot.<sup>4</sup> So erklärte sich die Rückkehr der Söldner; das neue Söldnertum. Das Narrativ vernachlässigt jedoch einen wesentlichen Punkt: Die Söldner waren weder neu, noch kehrten sie zurück.<sup>5</sup> Der Kalte Krieg war keine Periode ohne Söldner, er war vielmehr eine Blütezeit des modernen Söldnertums. Im Wettstreit der Supermächte und im Kontext ihrer Stellvertreterkriege fand der moderne Söldner einen idealen Nährboden. Dieses Buch ist folglich keine Studie über private Sicherheits- und Militärfirmen. Es beschäftigt sich mit ihren wenig organisierten Vorgängern: den unabhängigen, häufig ad hoc rekrutierten und mobilisierten Söldnern des Kalten Krieges. Im Mittelpunkt steht ihre Nutzung durch einen der wichtigsten Auftraggeber von Söldnern im Konflikt zwischen Ost und West: die Supermacht USA.

In diesem Rahmen sind vier Aspekte besonders hervorzuheben. Der erste ist grundlegender Art: Söldner waren fast drei Jahrzehnte lang ein wichtiger Bestandteil amerikanischer Interventionspolitik. Schon 1962 hatte die Kennedy-Administration mit dem National Security Action Memorandum 162 (NSAM 162) die strategische Grundlage für spätere Söldneroperationen formuliert: Durch den verstärkten Einsatz von so genanntem Drittstaatenpersonal beziehungsweise ausländischen Freiwilligen unter amerikanischer Kontrolle sollten die USA »verdeckte und abstreitbare Operationen« in den entlegenen Dschungeln, Hochlanden und Wüsten der globalen Peripherie durchführen können.<sup>6</sup> Mit ihrem erfolgreichen Einsatz im Kongo 1964/65 schrieben sich Söldner in Washingtons Instrumentarium für verdeckte Interventionen ein und bekamen einen festen Platz im Handlungsrepertoire der CIA.<sup>7</sup> Sobald in der Folge bestimmte Parameter erfüllt waren, setzten fast schon reflexhafte Überlegungen für die erneute Verwendung von Söldnern ein, etwa 1975/76 in Angola. Die verhältnismäßig geringe Anzahl der eingesetzten Söldner – es waren in allen Fallbeispielen nur einige Hundert – sagte in der Praxis wenig über ihre Wirkung aus. Ihre

Bedeutung ließ sich nicht durch simple Arithmetik skalieren.<sup>8</sup> Sie konnten als so genannte *stiffeners* und *force multipliers*<sup>9</sup> überproportionalen Einfluss auf den Kriegsverlauf haben. Diese Bedeutung von Söldnern als Werkzeugen amerikanischer Außen- und Interventionspolitik wird beispielsweise in einem Kompendium zur amerikanischen Militärgeschichte mit nur wenigen Sätzen gestreift: Die Söldnerbanden des Kalten Krieges wirken dort wie eine bloße Kuriosität im Vergleich zu der Entstehung der großen PMCs nach 1990.<sup>10</sup> Tatsächlich waren Söldneroperationen weit mehr als eine Fußnote des Ost-West-Konfliktes.

Zweitens steckte hinter Washingtons Söldnerinterventionen<sup>11</sup> ein System. Ihnen lagen bestimmte außenpolitische, innenpolitische und geostrategische Überlegungen und Interessen zugrunde. Bestimmte militärische Bedingungen mussten in einem Konflikt eintreten, damit der Einsatz von Söldnern nicht nur als sinnvoll, sondern sogar als notwendig gesehen wurde. Drei Fallbeispiele aus drei aufeinander folgenden Jahrzehnten zeigen die Gemeinsamkeiten der Söldnerinterventionen als ein spezifisches Phänomen des Kalten Krieges. Diese Konflikte wurden nicht nur auf Basis ihrer zeitgenössischen Prominenz als Söldnerkriege ausgewählt, sondern auch aufgrund ihrer problemlosen Einordnung in den Referenzrahmen des Kalten Krieges. Dies sind:

- die gemeinsame Aufstellung und Unterstützung einer Söldnerstreitmacht durch die USA und Belgien zur Unterstützung der Zentralregierung des ehemals belgischen Kongo während der Simba-Rebellion von 1964/65;
- zwei miteinander in Verbindung stehende Konflikte im südlichen Afrika: das letzte Aufgebot der CIA im Angolanischen Bürgerkrieg 1975/76 und die von der Regierung geduldete Privatintervention im Rhodesischen Buschkrieg, ca. 1975 bis 1978;
- die gezielte Mobilisierung von Söldnern zur Unterstützung der nicaraguanischen Contras in den Jahren 1984 bis 1987.

Söldner waren in keinem dieser Kriege eine eigenständige Konfliktpartei, sondern erlaubten als Platzhalter für die USA die

Unterstützung antisowjetischer Regierungen oder Rebellengruppen. Diese waren für sich genommen bereits Stellvertreter der Vereinigten Staaten.<sup>12</sup> Vor diesem Hintergrund fügten sich solche doppelt gesicherten Stellvertreterkriege nahtlos in übergeordnete Überlegungen zum Wesen des Kalten Krieges ein: Stabiler Frieden oder gar Entspannungspolitik zwischen den Metropolen wurden um den Preis des immerwährenden Gemetzels an der Peripherie erkaufte. Dort wiederum lagen die größten Gefahren für die Supermächte im Verlust von Ansehen und Glaubwürdigkeit durch das Scheitern direkten militärischen Engagements.<sup>13</sup> Diese Gefahr galt selbst für verhältnismäßig subtile Militärberatermissionen – eine Konstellation, die Söldnerinterventionen zu einer Art Joker im Kartenspiel des Kalten Krieges machte.

An die politisch-strategische Systematik der Söldnerintervention knüpft der dritte Schwerpunkt der Darstellung an: die Frage nach dem Modus Operandi. Söldner mussten mobilisiert, rekrutiert und organisiert werden. Sie auf verdecktem Wege logistisch zu versorgen, auszurüsten, zu koordinieren, zu transportieren, zu finanzieren und, ganz allgemein, zu managen war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Die Problematik dieser notwendigen Berührungspunkte zwischen politischen, militärischen und geheimdienstlichen Institutionen und den Söldnern fällt in jedem der untersuchten Konflikte ins Auge. Häufig waren Söldnerinterventionen Joint Ventures mit wechselnder Beteiligung verschiedener staatlicher und nicht-staatlicher Akteure. Zur langen Liste der involvierten Organe der US-Administrationen<sup>14</sup> gehörten die CIA, der Nationale Sicherheitsrat (NSC), das Außenministerium, der militärische Nachrichtendienst (DIA), die Behörde für Entwicklungshilfe (USAID), das Pentagon, geheime Kontrollausschüsse wie die Sondergruppe für Counterinsurgency (Special Group CI) und das 40 Committee sowie gemischte, behördenübergreifende Arbeitsgruppen (*interagency working groups*). Direkte Verbindungen zwischen US-Akteuren und Söldnern wurden minimiert und sind häufig nur durch detektivische Quellenforschung sichtbar zu machen. Hierin liegt eine

Beweislast, die in der Sekundärliteratur oft nur fragmentarisch erbracht wurde: Es ist zum Teil überraschend, mit welcher Selbstverständlichkeit einige Autoren auf Basis weniger Zeitungsartikel pauschal festhielten, dass »Washington« Söldner rekrutierte, finanzierte, ausrüstete oder gar kommandierte.<sup>15</sup> Die Verbindungen waren in Wirklichkeit deutlich komplexer und subtiler, nutzten indirekte Kanäle und sind schwierig zu rekonstruieren. Eine bis in die Mikroebene nachvollziehbare Geschichte der Koordination solcher Söldneroperationen blieb deshalb unerzählt.

Viertens waren Söldner im Diskurs von Medien und Propaganda während des Kalten Krieges von enormer innen- und außenpolitischer Brisanz. Die Aura des Unmoralischen, die dem Söldner anhaftete, verlieh ihm eine doppelte Bedeutung: Er war niemals nur ein militärisches Instrument, sondern immer auch ein Politikum. In seiner Verwendung schienen sich für die Kritiker und Feinde der USA Imperialismus und Kapitalismus zu vereinen. Aus ihrer Sicht wurde der Söldner zur letzten Trumpfkarte des Neokolonialismus, zu einer »gesichtslosen, unerschöpflichen Reserve an Kanonenfutter, die nicht mehr mit Regierungen und ihrer Politik identifizierbar und immun gegenüber öffentlicher Kritik und Diskussion ist«. <sup>16</sup> In Afrika und Lateinamerika ließ sich zu bestimmten Zeitpunkten eine regelrechte Söldnerhysterie konstatieren, die propagandistische Funktionen hatte, aber ebenso auf realer Furcht vor Interventionen und Staatsstreichern basierte. Doch auch in den USA zwangen Medienberichte zu einer öffentlichen Auseinandersetzung mit der Frage, wer für die Interessen der USA im Ausland kämpfen sollte – und durfte: Die amerikanische Judikative hatte schon Mitte des 19. Jahrhunderts erkannt, dass Söldner mit erkennbarer Verbindung zu den USA eine Gefahr für die nationale Sicherheit darstellten. Befürchtungen, auf diese Weise in externe Konflikte hineingesogen zu werden, waren während des Kalten Krieges akut.<sup>17</sup> Verschärft wurden diese und andere Bedenken, als sich in den USA die sichtbare Subkultur einer

Söldnerszene zu bilden begann, die radikalen Antikommunismus mit demonstrativem Militarismus und rassistischen Einflüssen verband. Unter diesem Vorzeichen sind nicht nur die facettenreichen Reaktionen im In- und Ausland auf die Söldnereinsätze herauszustellen. Es ergibt sich auch die Frage, welche konkreten politischen Vorteile sich Entscheidungsträger überhaupt von Söldnern versprochen – und ob die Söldner dieses Versprechen halten konnten.

## **Söldner und »plausible deniability« im Kontext des Kalten Krieges**

Im globalen Wettstreit der Supermächte fügte sich die Söldneroption in ein abgestuftes Spektrum der Interventionsmöglichkeiten ein. Sie fand ihren Platz auf einer Skala, die vom offenen Krieg über die Entsendung von beratenden Militärmissionen bis hinab zur verhältnismäßig risikoarmen Waffenlieferung reichte. Diese Skala entspricht der grundsätzlichen Spannung zwischen politischer Verbindlichkeit und *commitment* auf der einen, Geheimhaltung und Distanz auf der anderen Seite. Söldner lagen in ihrer Funktion dem Militärberater sehr nahe und überlagerten sich in der Praxis immer wieder mit bestehenden Militärmissionen und anderen Formen militärischer Auslandshilfe.<sup>18</sup> Dies hatte auch mit der Frage der Finanzierung zu tun: Das Söldnerprogramm im Kongo wurde beispielsweise zu erheblichen Teilen aus den 80 Millionen Dollar an offiziellen zivil-militärischen Hilfen finanziert, die das Land 1964/65 von den USA erhielt. Während die Operation in Angola mit 31,7 Millionen Dollar aus verdeckten CIA-Fonds gespeist wurde, so schuf auch in Zentralamerika militärische Auslandshilfe die Grundlage für Söldnerinterventionen: El Salvador erhielt während Ronald Reagans achtjähriger Amtszeit über 396 Millionen Dollar an offiziellen

Militärhilfen; die Contras zugleich mehr als 1 Milliarde Dollar, etwa ein Viertel davon mit Genehmigung des US-Kongresses.<sup>19</sup> Im Feld der militärischen Auslandshilfe – ob offen oder verdeckt, ob durch Berater oder Material – lassen sich Söldner als eine Art Zwischenschritt auf der oben genannten Skala verstehen. Sie sollten eine ähnliche Infusion militärischer Kompetenz bieten, wie die regulären US-Militärberatermissionen an unzähligen Fronten des Kalten Krieges. Im Gegensatz zu Militärberatern sollten sie aber jederzeit einen Rückzug aus dem Konflikt ermöglichen und die Verantwortlichkeit der US-Regierung für die lokalen Geschehnisse minimieren.

Der Kalte Krieg begünstigte unter diesen Prämissen eine besondere Form von Söldnern, die als tragendes Element einer Doktrin der *plausible deniability*<sup>20</sup> wirkten. Beide Begriffe seien hier zumindest so weit umrissen, wie es für die weitere Verwendung unerlässlich ist. Die definatorische Zurückhaltung hat Gründe – es gibt keinen universal akzeptierten Söldnerbegriff. Ein Autor beschrieb die Suche nach einer allgemeingültigen Söldnerdefinition als schlichtweg hoffnungslos.<sup>21</sup> Es gab verschiedene völkerrechtliche Versuche einer solchen Definition, doch sie waren stets von den nationalen Interessen ihrer Unterzeichner geprägt.<sup>22</sup> Deshalb waren sie häufig so eng gefasst, dass ein Völkerrechtler resigniert feststellte, jeder Söldner, der sich dieser Definition nicht entziehen könne, verdiene es, gemeinsam mit seinem Anwalt erschossen zu werden.<sup>23</sup> So wollten die Franzosen ihre Fremdenlegion vor dem Söldnerstatus schützen, die Briten ihre Gurkhas und Leihoffiziere, und die afrikanischen Staaten wollten private Militärausbilder anwerben, ohne sie Söldner nennen zu müssen.<sup>24</sup> Die Zahl völkerrechtlicher Artikel über die Defizite solcher Söldnerdefinitionen ist Legion.<sup>25</sup>

Demgegenüber steht ein extrem breites historisches Söldnerverständnis, das – je nach Perspektive des Forschenden – nahezu alle denkbaren Arten bezahlter irregulärer oder im Ausland rekrutierter Truppen umfassen kann. Einige Autoren beschränken sich deshalb darauf, den Söldner nur im Kontext einzelner

historischer Epochen zu definieren – oder vermeiden den Begriff ganz.<sup>26</sup> Die Politologin Sarah Percy geht konsequent zu einem graduellen Söldnerbegriff über: Der Söldner wird darin zum Adjektiv; Truppentypen können mehr oder weniger söldnerhaft sein.<sup>27</sup> Vor allem das Element der finanziellen Motivation, das dem Söldner zugeschrieben wird, bleibt aber letztlich weder historisch noch juristisch klar zu erfassen.<sup>28</sup> Auch besteht Uneinigkeit darüber, ob Söldner Teil regulärer Streitkräfte sein können und ob in diesem Zusammenhang in ihrer ausländischen Herkunft der entscheidende Faktor zu sehen ist.<sup>29</sup>

Schließlich bleibt noch hervorzuheben, dass der Terminus des Söldners im 20. Jahrhundert zu Teilen stets als propagandistischer Kampfbegriff zu verstehen war. Der Söldner war, so banal es klingt, immer der Andere. In Angola und Nicaragua überboten sich die Konfliktparteien darin, die andere Seite des Einsatzes von Söldnern zu beschuldigen. Während die CIA Europäer für den angolanischen Bürgerkrieg rekrutierte, geißelte Henry Kissinger Castros eintreffende Interventionstruppen vor afrikanischen Diplomaten als kubanische Söldner.<sup>30</sup> Primär wurde der Terminus allerdings von Moskau und seinen Verbündeten in der Dritten Welt zur Anklage des westlichen Imperialismus verwendet. Für einige afrikanische Potentaten waren vermeintliche weiße Söldner zudem ein willkommener Sündenbock für Missstände im Inneren. So ließ Ugandas Diktator Idi Amin 1973 gleich ein ganzes Verkehrsflugzeug voller junger Entwicklungshelfer unter dem Vorwand verhaften, sie seien blutrünstige Lohnkrieger.<sup>31</sup> Die Verwässerung des Söldnerbegriffs als Folge seines inflationären Gebrauchs durch afrikanische oder lateinamerikanische Regierungen ist auch heute noch spürbar – und macht es für die Öffentlichkeitsarbeit moderner PMCs leicht, solche Anschuldigungen als unglaubwürdig darzustellen, wie es auch der Geschäftsführer des amerikanischen Dachverbandes privater Sicherheits- und Militärfirmen im Interview verdeutlichte.<sup>32</sup>

Die Söldner des Kalten Krieges haben dennoch einige gemeinsame Merkmale, die über ein bloßes »I know it when I see it« hinausgehen.<sup>33</sup> Sie wurden als unabhängige Privatpersonen und nicht in Form stehender Militäreinheiten rekrutiert. Sie waren fast immer Europäer, Nordamerikaner, weiße Afrikaner oder Exilkubaner. Sie waren überraschend häufig Veteranen derselben (Elite-)Einheiten.<sup>34</sup> Sie wurden Teil eines Rekrutierungsmarktes und akzeptierten ihre Identität als Söldner – häufig sogar mit Stolz. Einige von ihnen verfolgten regelrechte Söldnerkarrieren. Ihre Motive variierten: Finanzielle Anreize, Abenteuerlust oder eine Begeisterung für den Krieg waren in unterschiedlichem Grad wichtig. Ein wiederkehrendes Bindeglied war jedoch militanter Antikommunismus. Rekrutiert, ausgerüstet, finanziert und koordiniert wurden diese Individuen im Rahmen verdeckter Operationen, doch an der Oberfläche wurden sie in die Streikräfte einer lokalen Konfliktpartei integriert. Vor allem aber, und dies ist eines der wichtigsten Kriterien im Kontext des Kalten Krieges, waren diese Söldner externe Akteure in einem ausländischen Konflikt, an dem sie keine per Automatismus erwachsene Teilhabe besaßen.

Dieser letzte Punkt deutet bereits eine wichtige Abgrenzung an: Hier ist nicht die Rede von den so genannten *secret armies* des Kalten Krieges, die sich aus Exilanten oder Gesellschafts- und Bevölkerungsgruppen des Konfliktgebietes rekrutierten und folglich keine externen Konflikttakteure waren.<sup>35</sup> In diese Kategorie fielen etwa die exilkubanischen Verbände der Invasion in der Schweinebucht von 1961. Auch während des Vietnamkrieges wurden verschiedene Geheimarmeen ausgehoben; so etwa die vor allem aus dem Volk der laotischen Hmong rekrutierte Armée Secrète, die in Vietnam lebenden Nung-Chinesen, die kambodschanischen Khmer Krom oder die Montagnards der Civilian Irregular Defense Group (CIDG).<sup>36</sup> Die nicaraguanischen Contras wurden zwar von Söldnern unterstützt, kämpften aber als Rebellenarmee in ihrem eigenen Land. Ein Exilkubaner, der nach seiner Teilnahme an der

Schweinebucht-Invasion im Kongo kämpfte, lässt sich dagegen von diesem Zeitpunkt an klar als Söldner klassifizieren.

Diese Differenzierung ist deshalb wichtig, weil Söldner und Geheimarmeen während des Kalten Krieges gleichermaßen auf dem Prinzip der *plausible deniability* basierten. Der Begriff geht auf Eisenhowers Director of Central Intelligence (DCI) Allen Dulles zurück und erlangte im Kontext eines von der CIA geplanten Staatsstreiches durch Exilanten in Guatemala 1954 erste Bekanntheit.<sup>37</sup> In den frühen 1960er Jahren wurde glaubhafte Dementierbarkeit fast als Synonym zum Einsatz von Exilkubanern gegen das Castro-Regime verwendet.<sup>38</sup> Bis 1965 waren 12000 Exilkubaner in den Diensten der CIA zu einem Rekrutierungspool für spätere Söldneroperationen auf globaler Ebene geworden.<sup>39</sup> Die Doktrin der *plausible deniability* basierte also von Beginn an auf einer bestimmten Form von Handlungsträgern, die nicht offiziell im Auftrag der USA agierten und zu denen man die Verbindung trennen konnte. Sie waren dementierbar und disassoziierbar. Auch spielte die kubanische Bedrohung vor der eigenen Haustür eine zentrale Rolle für den Aufstieg der glaubhaften Dementierbarkeit – ein Aspekt, der an anderer Stelle noch an Bedeutung gewinnt.

Doch was genau besagte die Doktrin der *plausible deniability*? Auch sie leidet unter dem Problem der Mehrdeutigkeit. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss zu illegitimen Aktivitäten der CIA unter der Leitung von Senator Frank B. Church erfasste dies 1975. Die Doktrin sollte ursprünglich verhindern, dass verdeckte Operationen im Ausland mit der amerikanischen Regierung in Verbindung gebracht werden konnten. Der Einsatz von Personal fremder Nationalität sollte eine Urheberchaft der USA verschleiern oder zumindest weniger offensichtlich gestalten.<sup>40</sup> Was als Konzept ursprünglich außenpolitische Komplikationen reduzieren und somit dem Interesse der gesamten Nation dienen sollte, so das Church Committee, wurde in der Praxis jedoch ausgeweitet, um den Präsidenten und seinen inneren Zirkel abzuschirmen – und zwar nicht nur außen-, sondern auch

innenpolitisch. Dies geschah unter anderem durch so genannte »Schaltkreisbrecher« wie das 40 Committee, das auf dem Dienstweg verdeckte Operationen unterhalb der präsidentialen Ebene autorisieren konnte.<sup>41</sup> So überrascht es nicht, dass wir den Einsatz von Söldnern – noch weniger als die umfangreicheren Programme zur Verwendung von Geheimarmeen – nur in wenigen Momentaufnahmen bis in die obersten Ebenen der Macht verfolgen können. Eine Reihe von Kommunikations- und Organisationsmethoden dient der glaubhaften Dementierbarkeit und der Abschirmung oberster Entscheidungsträger: das *ambiguous signalling* (ein Ziel wird formuliert, nicht aber die Mittel), die *inverted responsibility* (Teile der Bürokratie oder des Dienstweges werden ausgeschaltet und übergangen) und das *delegationing out*, bei dem inoffizielle Mittelsmänner und angeheuerte Außenstehende Teile eines verdeckten Programms ausführen.<sup>42</sup>

Diese Aspekte unterstreichen, weshalb Söldner als geradezu ideal- und archetypische Akteure am ausführenden Ende einer Doktrin der glaubhaften Dementierbarkeit zu begreifen sind. Sie sind in mehrfacher Hinsicht kompatibel mit dem »Safe-Sex-Denken«, das diesem Konzept zugrunde liegt.<sup>43</sup> Nicht nur sind sie selbst externe Freischaffende, sie lassen sich auch durch angeworbenes Vertragspersonal und bei Bedarf aus der Weisungskette heraustrennbare *cut-outs* koordinieren. Die Definitionsschwierigkeiten des Söldnerbegriffs ermutigen darüber hinaus zum Einsatz von Euphemismen und mehrdeutigen Formulierungen im internen Schriftverkehr, die es bei nachträglichen Untersuchungen mitunter schwierig machen, überhaupt noch eindeutige Absichten zu identifizieren.<sup>44</sup> Wie noch zu zeigen ist, war tatsächlich in der Praxis fantasievollen Euphemismen für Söldner kaum eine Grenze gesetzt.

Die glaubhafte Dementierbarkeit ist auch deshalb so untrennbar mit dem Einsatz von Söldnern verbunden, weil paramilitärische Interventionen im Ausland verdeckter, niemals aber klandestiner Art sein können. Im Gegensatz zur *clandestine operation*, bei der die

Operation an sich unsichtbar ist, kann bei der *covert operation* nicht verschleiert werden, dass sie stattgefunden hat. Lediglich ihre Urheber können verschleiert werden. Unter diesen Kriterien waren Söldner aus Sicht der CIA für Operationen im Ausland eine logische Wahl.<sup>45</sup> Für jene lokalen Konfliktparteien, die während des Kalten Krieges mit Söldnern versorgt wurden oder sie aus eigenem Antrieb nutzten, eröffneten sich ähnliche Vorteile. Man konnte sich von einem besonders rücksichtslosen Vorgehen mit dem Verweis darauf distanzieren, dass solche Taten das Werk von unkontrollierbaren Ausländern seien.<sup>46</sup> Wie die Evolution und Doppelbedeutung der glaubhaften Dementierbarkeit zeigen, war der amerikanische Einsatz von Söldnern während des Kalten Krieges zugleich immer Ausdruck einer innenpolitischen Spannung und Unentschlossenheit in den USA selbst. Die Politologin Cynthia Enloe formulierte dies als allgemeines Axiom: »Die Auslagerung von Interventionen an Söldner ist ein historisches Phänomen; sie reflektiert wachsende Widersprüche innerhalb der intervenierenden Staaten, deren Regierungen gleichwohl davon überzeugt sind, dass ein Überleben der bedrohten Verbündeten entscheidend für ihre Eigeninteressen ist.«<sup>47</sup>

## Die Formel zur Söldnerintervention

Enloe deutete es bereits an: Der Einsatz von Söldnern sagt mindestens ebenso viel über die innenpolitischen Schwierigkeiten der USA wie über ihre außenpolitischen Ziele. Die untersuchten Söldnerinterventionen im Kongo, im südlichen Afrika und in Zentralamerika sind in ihren zugrunde liegenden Interessen, ihren Zielsetzungen und ihren Beschränkungen durch eine Reihe von Gemeinsamkeiten verbunden. Mehr noch, ihre Entscheidungsprozesse folgten einer regelrechten Formel.

Variationen sind zwar erkennbar, doch die vorhandenen Leitmotive und Schemata bleiben immer vorhanden. Diese roten Fäden der Söldnerintervention, die Gemeinsamkeiten ihrer Ursachen, ihrer Umsetzung und ihrer Folgen, sollen im Folgenden skizziert werden.

In der Ausgangssituation solcher Interventionen befanden sich die USA, gefangen zwischen zwei Bedrohungspolen, in einer klassischen Skylla-und-Charybdis-Situation. Das vielleibige Ungeheuer hieß Kuba, der saugende Mahlstrom hieß Vietnam.<sup>48</sup> Zu Beginn des Szenarios kämpften in einem Land an der Peripherie prokommunistische gegen antikommunistische Kräfte. Ideologisch-politische Nuancen waren in dieser Wahrnehmung sekundär. Sollten die Kommunisten obsiegen, so fürchtete man in Washington, entstünde in diesem Land ein zweites Kuba. Solch ein zweites Kuba wurde niemals isoliert, sondern stets als Subversionsbasis für die gesamte Region verstanden – eine Folge des *Cuban internationalism* und des versuchten Exportes der kubanischen Revolution.<sup>49</sup> Diese kubanische Bedrohung ist ein Leitmotiv der untersuchten Söldnerkonflikte. Im Kongo befürchteten die USA seit 1960 explizit »ein weiteres Kuba«;<sup>50</sup> 1965 galt es dort sogar, Che Guevara zu konfrontieren. In Angola intervenierte Kuba in massiver Form direkt. Die US-Regierung war wie gelähmt, man sprach vom Kubaschock und später auch vom kubanischen Gespenst.<sup>51</sup> Mit Blick auf Rhodesien fürchtete die Ford-Administration wenig später einen kubanischen Durchmarsch über den gesamten südafrikanischen Kegel bis an die östliche Küste des Kontinents. Nicht weniger deutlich war die Bedrohungswahrnehmung in Zentralamerika: Auch hier war vom »zweiten Kuba« und von einer subversiven Waffenpipeline von Havanna über die Sandinisten bis nach El Salvador die Rede.<sup>52</sup>

Als wären diese Voraussagen nicht genug, kam nun die Geostrategie ins Spiel. Die Unentbehrlichkeit obskurer strategischer Metalle und küstennaher Schifffahrtsrouten, aber auch die klassische Dominotheorie wurden beschworen. Entlegene Staaten, von Präsidenten gerne verwechselt oder an der falschen Seite von

Kontinenten platziert, waren plötzlich von vitaler Bedeutung für die USA und Teil von kommunistischen Eroberungsachsen.<sup>53</sup> In ihrer Komplexität und Abstraktionsbereitschaft diente diese Argumentation in den untersuchten Fallbeispielen nicht zuletzt der Selbstvergewisserung. Sie lief auf eine Glaubensfrage *innerhalb* der Administration hinaus. Nahezu überall schien die Gefahr eines zweiten Kubas die vitalen Interessen und damit die nationale Sicherheit der USA zu gefährden.<sup>54</sup>

Gleichwohl trennte gerade im Fall Kubas nur ein schmaler Grat irrationale Paranoia von begründeten Befürchtungen. Nach der Krise von 1962 bestand Kubas offensive Überlebensstrategie darin, die Insel zum Zentrum der Weltrevolution zu stilisieren und zugleich »mehr Brandherde auf der Welt als Feuerwehren« zu schaffen.<sup>55</sup> Die zugrunde liegende Ratio Havannas bestätigte Washingtons Befürchtungen vor dem Export der kubanischen Revolution.<sup>56</sup> Wenn sie in Afrika, Asien und Lateinamerika Boden gewann, mussten die USA ihre Kräfte zur Aufstandsbekämpfung überdehnen und konnten den Druck auf das kubanische Kernland nicht intensivieren.<sup>57</sup> Das militärische Engagement Kubas erreichte spätestens ab den 1970er Jahren für ein Land dieser Größe enorme Ausmaße.

Weshalb also intervenierten die USA nicht offen, wenn die Bedrohung ein greifbares Maß erreichte und diese Gebiete an der Peripherie als lebenswichtig wahrgenommen wurden? Dies verhinderte der zweite Pol: die Furcht vor einem neuen Vietnam. Ausgerechnet die kubanische Führung verstand es, auf dieser Klaviatur zu spielen: Ernesto »Che« Guevara verknüpfte 1967 in seinem Aufruf, mit kubanischer Hilfe ein zweites, drittes und viertes Vietnam zu schaffen, die zwei größten Schreckensbilder der Amerikaner miteinander – ein reiner Bluff war dies keineswegs.<sup>58</sup> Das neue Vietnam war zum Teil eine fundierte außenpolitische Befürchtung der Regierung, doch vor allem war es ein innenpolitisch relevanter Topos, der sich in den Medien und im Kongress manifestierte. Die Administration in Washington vermutete zurecht, dass jede Form von militärischer Präsenz in entlegenen Konflikten in

der öffentlichen Wahrnehmung mit der Anfangsphase des Vietnamkrieges gleichgesetzt würde.<sup>59</sup> Dies galt auch – und gerade – für Beratermissionen, die an der Heimatfront stets als Beginn eines *mission creep* wahrgenommen wurden: Man fürchtete die Eskalation. Die Zeitpunkte waren in der Tat ungünstig: Die Simba-Rebellion im Kongo 1964/65 koinzidierte mit der Entsendung größerer Truppenkontingente nach Vietnam. Die Konflikte in Angola und Rhodesien standen Mitte der 1970er Jahre unter dem frischen Eindruck der Niederlage und der schmachvollen Evakuierung von Saigon. Zu Zeiten von Reagans Contra-Krieg war klar geworden, dass Amerikas Vietnam-Syndrom die öffentlichen Reaktionen auf militärische Engagements im Ausland auch auf lange Sicht prägen würde.

In diesem Zusammenhang rächte sich das Abstraktionslevel geostrategischer Argumente bitter. Wie sollte man der amerikanischen Bevölkerung klarmachen, dass sie den Preis für ein potenzielles neues Vietnam zahlen musste, um den Zugang zu einigen Rohstoffen nicht zu verlieren, die man allenfalls aus der Periodentafel des Chemieunterrichts kannte? Wie sollte man verdeutlichen, dass Schiffe in den Weiten des Atlantik nicht einfach feindliche Küstengewässer umfahren konnten? Wie sollte man ein Interesse an den interdependenten Beziehungen neuer Dominosteine vermitteln, die selbst Präsidenten im Atlas nachschlagen mussten? US-Verteidigungsminister Caspar Weinberger hatte nachträglich die Lehre aus Vietnam gezogen, dass man nur intervenieren solle, wenn vitale Interessen bedroht seien.<sup>60</sup> Doch was war im Schatten von Vietnam noch »vital«? Treffsicher formulierte es der Politikwissenschaftler Eldon Kenworthy: »Das Vietnam-Syndrom erschwert nicht einfach nur das Vermitteln von Risiken an die Öffentlichkeit, sondern vor allem das Vermitteln von Kosten und Risiken eines Eingreifens an Orten, die geografisch entlegen oder schwerlich mit einer direkten sowjetischen Bedrohung gleichzusetzen sind.« Wie konnte die Exekutive eine einerseits gleichgültige und andererseits misstrauische Öffentlichkeit dazu

bringen, die Kosten an Menschenleben zu zahlen, die der Erhalt eines Empires erforderte?<sup>61</sup>

Es galt somit, zwei scheinbar unvereinbare Erfordernisse miteinander zu vereinen: Das drohende zweite Kuba schien ein aktives, durch den Ernst der Lage sogar gewaltsames Eingreifen zu bedingen – eine Intervention. Um den Vorwurf zu vermeiden, die Nation in ein neues Vietnam zu stürzen, konnte diese Intervention nur in einem verdeckten Modus ausgeführt werden. Sie durfte keinen Blutzoll von amerikanischen Söhnen, Brüdern und Vätern – vom amerikanischen Militär – fordern. Diese Konstellation war eine Weichenstellung für den Einsatz von Söldnern, stellt aber für sich genommen noch keine hinlängliche Erklärung oder gar den Beginn eines Automatismus dar. Für die untersuchten Söldnerinterventionen kommen zwei weitere Elemente hinzu: der Präzedenzfall und das Totalversagen der lokalen Verbündeten.

Der Präzedenzfall ist in diesem Zusammenhang eine Art Orientierungspunkt, der vermuten lässt, dass Söldner sich wirksam in das universale Setting, die Landschaft eines Konfliktes, einfügen lassen. Weil die lokalen Verbündeten bereits zu einem anderen Zeitpunkt Söldner genutzt hatten oder sie bereits in einem kleineren Maßstab nutzten, erschienen diese integrierbar und kompatibel. Dies galt in besonderem Maße für den kongolesischen Premierminister Moïse Tshombé, aber auch im Hinblick auf die portugiesischen Söldner bei den angolanischen Rebellen und die amerikanischen Söldner des alten Somoza-Regimes in Nicaragua. Was in der Vergangenheit funktioniert hatte, mochte mit größerem Ressourceneinsatz erneut funktionieren. Das Vorhandensein eines Präzedenzfalls versprach Erfolg für den Einsatz von Söldnern und ließ vermuten, dass sie ein probates Mittel zur Verschiebung der Kräfte im Gefüge eines spezifischen Konfliktes sein könnten.

Die Leuchtkraft der Söldneroption schien umso stärker, je kläglicher die lokalen Verbündeten der USA versagten. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass Rebellenarmeen und reguläre Militärs in den Konflikten des Globalen Südens selten den westlichen Vorstellungen

von Disziplin und Training entsprechen.<sup>62</sup> Ich spreche jedoch in diesem Zusammenhang von einem besonders drastischen, einem nahezu totalen Versagen. Mit genau dieser Art des Totalversagens haben wir es im Kongo, in Angola und, in einer nur leicht abgemilderten Form, auch bei den Contras zu tun.<sup>63</sup> Entscheidend ist, dass sich dieses Versagen deutlich in den Augen (und Berichten) der amerikanischen Militär- und CIA-Beobachter widerspiegelte, die wiederum das Bild der Entscheidungsträger in Washington prägten.

Vermischt man die bisher genannten Elemente, so folgt daraus der Einsatz von Söldnern mit bestechender Logik: Die Topoi Kuba und Vietnam schrieben eine Intervention vor, die aber nur verdeckt sein konnte und deren geostrategische Notwendigkeit der Öffentlichkeit kaum begreiflich zu machen gewesen wäre. Das Totalversagen der lokalen Verbündeten bedingte eine aktive, sehr konkrete Form der Unterstützung, die über bloße Waffenlieferungen oder Beratung hinausgehen musste. Ein Blick auf den ebenfalls lokal vorhandenen Präzedenzfall verhiess die Antwort: Söldner waren in dieser Konstellation nicht nur eine Erfolg versprechende, sondern sogar die naheliegendste Lösung.

Die Umsetzung der Söldnerinterventionen war von zwei grundlegenden Problemen gekennzeichnet. Erstens mussten die Söldner rekrutiert und finanziert werden, ohne dabei eine offene Verbindung zur US-Regierung erkennen zu lassen. Die Anwerbung der Söldner konnte deshalb nicht durch einen Telefonisten mit einer Rolodex-Kartei von Langley, dem Sitz der CIA, aus erledigt werden. (Tatsächlich stellten CIA-Mitarbeiter 1975 überrascht fest, dass sie über keine veritable Söldnerkartei verfügten.<sup>64</sup>) Der Rekrutierungsvorgang benötigte Fassaden. Die Rolle US-amerikanischer Institutionen bestand deshalb vor allem darin, Bedingungen zu schaffen, unter denen ihre lokalen Verbündeten Söldner anwerben konnten. Zu diesen Bedingungen gehörten Gelder und Ausrüstung, die zur Verfügung gestellt wurde. Zudem musste privaten Söldneragenturen und -organisationen, die in unterschiedlichem Maße mit den US-Geheimdiensten kooperierten,

grünes Licht kommuniziert werden. Solche privaten Akteure waren häufig die Träger und Plattformen der Rekrutierung.

Zweitens waren die Söldner keine Lenkwaffe, die nach dem Startvorgang selbstständig ihr Ziel erreichte. In der Praxis benötigten sie kontinuierliche Koordination, Kontrolle und logistische Unterstützung vor Ort, um erfolgreich zu sein. Auch ihre Integration in die lokalen Streitkräfte musste gesteuert werden. Einer der Hauptgründe dafür war, dass Söldner von vornherein für die komplexeren Aufgaben der Kriegführung bestimmt waren. Sie sollten nicht nur das Spektrum zur Verfügung stehender Taktiken und Waffenklassen erweitern, sondern auch neue Räume erschließen. Dazu gehörten unterschiedlich erfolgreiche Versuche zur Einrichtung von Luft- und Wasserkomponenten des Söldnerkrieges. Söldner wurden deshalb von den amerikanischen Architekten der verdeckten Kriege immer als ein strategisches Instrument wahrgenommen. Sie sollten nicht nur den generellen Gefechtswert der lokalen Verbündeten verbessern, sondern neue militärische Kapazitäten freischalten und Handlungswege erschließen, die andernfalls versperrt blieben. Deshalb musste auch direkter Einfluss auf die strategische Vorgehensweise der Söldnerkommandeure genommen werden.<sup>65</sup>

Keine dieser verschiedenen Verbindungsebenen zwischen der US-Administration und den Söldnern lag offen zutage. Dennoch zeigte sich im Verlauf der Interventionen, dass die Medien im In- und Ausland zumindest das grobe Gesamtbild zu erfassen vermochten. Dies stellte den Begriff der glaubhaften Dementierbarkeit im Laufe der Zeit auf eine harte Probe und veränderte seine Bedeutung. Ebenso veränderte sich über die Jahre der Tenor der Berichterstattung in den großen Zeitungen der USA. Während der Simba-Rebellion im Kongo vermieden es die meisten Printmedien, die Söldner als eine verdeckte Interventionstruppe der USA darzustellen. Auch standen die Journalisten den Söldnern keinesfalls nur kritisch gegenüber – ganz im Gegenteil: Sie wurden zum Teil als Retter weißer Nonnen und europäischer Missionare gefeiert.

Deshalb spielte die Frage der glaubhaften Dementierbarkeit vorerst innenpolitisch nur eine begrenzte Rolle. Die Öffentlichkeit war zufrieden, solange kein reguläres Militär in den Kongo geschickt werden musste. Eher war man im Außenministerium über die außenpolitischen Signale und die Reaktionen anderer afrikanischer Staaten besorgt. Propaganda und die Reaktionen benachbarter Staaten blieben ein wiederkehrendes Problem, weil auch spätere Söldnerinterventionen in besonders instabilen Regionen und in hochgradig internationalisierten Konflikten erfolgten, wo glaubhafte Dementierbarkeit ein Schlüsselfaktor war.<sup>66</sup>

Der Söldner gab in den Tagen der kongolesischen Simba-Rebellion ein implizites Versprechen. Wäre es jemals ausgesprochen worden, hätte es so gelautet: »Sicher wird unsere Präsenz bemerkt, und mit Sicherheit werden sich Journalisten für uns interessieren. Ohne Zweifel wird man uns auf irgendeine Weise mit der amerikanischen Regierung in Verbindung bringen. Aber ihr könnt uns stets verleugnen, ihr könnt immer euer Gesicht retten – und wer wird sich beklagen, solange wir den Job erledigen?« Doch dieses Versprechen war nur zum Teil zu halten. Die Reaktionen der Zeitungen in den 1970er Jahren, nach Watergate und Vietnam, waren andere als in der Konsensgesellschaft der 1960er. Söldner wurden plötzlich zum Symbol einer schmutzigen, rassistischen und menschenverachtenden Außenpolitik. Und die Söldner konnten den Job nicht erledigen. Statt überraschender *shooting stars* waren sie in Angola brutale Verlierer. Die bloßen Mechanismen der glaubhaften Dementierbarkeit funktionierten nach wie vor. Die Söldner blieben auf einer rein formalen Ebene abstreitbar. Doch während es im Kongo zumindest innenpolitisch keine Rolle gespielt hatte, wie plausibel diese Dementis waren, wurde nun der Preis für formale Dementierbarkeit mit politisch-moralischer Glaubwürdigkeit beglichen.

Dies war die Schattenseite vom Konzept der glaubhaften Dementierbarkeit, die das Church Committee identifiziert hatte: Sie verbarg längst nicht mehr die USA als Urheber von verdeckten

Operationen, sondern schützte einen ausgewählten Personenkreis vor rechtlichen und innenpolitischen Folgen. Plausibel war sie nur noch insofern, als es aufgrund der verschlungenen Wege der Söldnerrekrutierung kaum möglich war, formal zu beweisen, was ohnehin jeder vermutete. In der Praxis war es nicht *plausible deniability*, die gebraucht wurde – *implausible deniability* reichte für die Administration vollkommen aus. Während des Contra-Krieges verlagerte sich der Wirkungsschwerpunkt der (nur dem Terminus nach) glaubhaften Dementierbarkeit weiter vom Außenpolitischen in das Innenpolitische: Ihre Ziele waren die amerikanische Bevölkerung und ihre unmittelbaren Vertreter im Parlament.<sup>67</sup> Doch Söldner bei den Contras ließen den Konflikt zwischen Präsident und Kongress weiter eskalieren, und in den Printmedien wurden die Gefahren privater Kriegersakteure für die USA öffentlich diskutiert. Hierin liegt ein weiteres Leitmotiv der Söldnerinterventionen: Mochten die Söldner auch Dementierbarkeit versprechen – ob glaubhaft oder nicht –, so hatte ihr Einsatz doch stets chaotische, unvorhersehbare Elemente. Während des Kalten Krieges bewegten sie sich in einem Spannungsfeld zwischen Geheimhaltung und Spektakel.

## »That's Classified« - eine Anmerkung zu Quellen und Methoden

Den spektakulären Elementen der Söldnerinterventionen und dem damit einhergehenden Medieninteresse verdanken wir, dass sie aus heutiger Sicht zu großen Teilen rekonstruierbar sind. Die Geheimhaltung macht dagegen ihre Erforschung auf der Basis US-amerikanischer Regierungsdokumente auch mehr als zwei Jahrzehnte nach Ende des Kalten Krieges zu einer Herausforderung. So haben sich die wenigen existierenden Publikationen zur

Geschichte des Söldnertums des Kalten Krieges in ihrer Quellenbasis auf Zeitungsberichte und Interviews beschränkt. Die meisten dieser Titel lassen sich klar in den populärwissenschaftlichen Bereich einordnen.<sup>68</sup> Darüber hinaus existieren noch vereinzelte biografische Darstellungen zu den legendären Söldnerpersönlichkeiten des Kalten Krieges.<sup>69</sup> Auch zu den einzelnen untersuchten Konflikten lässt sich kaum eine Handvoll an Publikationen finden, die auf der Grundlage archivalischer Forschungen zu den eigentlichen Söldneraktivitäten entstanden sind.<sup>70</sup>

Die Literaturlage lässt bereits erahnen, dass eine in ihrem Grundgerüst auf Dokumenten basierende Geschichte der Söldnerinterventionen mit erheblichen Schwierigkeiten einhergeht. Unmöglich ist sie deshalb nicht. Amerikanische Memoranda, Analysen und Telegramme aus der Zeit der Simba-Rebellion sind inzwischen in der Lyndon B. Johnson Presidential Library in Austin, Texas, den Nationalarchiven in College Park, Maryland, und der Manuscript Division der Library of Congress in Washington, DC, weitgehend zugänglich. Dies gilt nicht nur für die Dokumente des Außenministeriums, sondern auch für eine solide Grundlage an Dokumenten der CIA und des Verteidigungsministeriums. Für die Fallbeispiele Angola und Rhodesien gestaltet sich die Quellensuche dagegen problematischer. Die persönlichen Papiere einzelner Amtsträger in den Beständen der Nationalarchive und der Gerald R. Ford Presidential Library in Ann Arbor, Michigan, ermöglichen dennoch zum Teil überraschende Einsichten. Die verhältnismäßig günstige Quellenlage zu Nicaragua ist der erzwungenen Freigabe von Dokumenten im Rahmen der Iran-Contra-Affäre zu verdanken. Das National Security Archive in Washington, DC, hat diese Dokumente in mehreren Sammlungen der Öffentlichkeit lokal und digital zur Verfügung gestellt. Diesem Buch ging unter anderem ein halbes Jahr der Archivrecherche in fünf US-Bundesstaaten voraus. Darüber hinaus habe ich die Freigabe von über 100 Dokumenten unter dem Freedom of Information Act (FOIA) beantragt, von denen bisher 23 zugänglich gemacht wurden.

Die Dokumente der verschiedenen Administrationen ermöglichen es vor allem, die Entscheidungsprozesse und die politische Geschichte der Söldnerinterventionen nachzuvollziehen. Um dieses Gerüst auszufüllen, sind weitere Quellentypen unerlässlich. Die Söldner des Kalten Krieges erweisen sich als eine überraschend schreib- und auskunftsfreudige Gruppe von Personen. Wie viele der ausführenden Akteure von dementierbaren Operationen waren sie denkbar ungeeignete Geheimnisträger.<sup>71</sup> Ihr ausgeprägter Hang zur Selbstdarstellung manifestiert sich nicht zuletzt in rund 30 publizierten Memoiren und Autobiografien zu den untersuchten Konflikten. Nicht alle dieser Selbstzeugnisse sind glaubwürdig.<sup>72</sup> Der Historiker Piero Gleijeses bezeichnet zurecht einige der Söldnermemoiren zum Kongo als »selbstdienliche Geschichten von geringem Wert«.<sup>73</sup> Zu kontroversen Aspekten entfalten sie vor allem dann ihren Nutzen, wenn ihre Aussagen untereinander vergleichbar oder auf andere Weise zu kontextualisieren sind. Gleichwohl zeigen die Memoiren der Söldner immer wieder anhand von scheinbar nebensächlichen Details, auf welchen Wegen die Koordination und Kooperation mit den amerikanischen Geheimdiensten und dem Militär erfolgten. Auch verdeutlichen diese Quellen Rekrutierungsmethoden, Integrationsschwierigkeiten bei den lokalen Verbündeten sowie Verlauf und Logistik der Söldnerinterventionen.

Ergänzend zu diesen gedruckten Selbstzeugnissen verwende ich einige persönliche Interviews und Schriftwechsel mit Söldnern und Personen, die auf verschiedener Ebene mit den verdeckten Operationen in Berührung kamen. Dazu gehören unter anderem Präsident Fords Nationaler Sicherheitsberater, General Brent Scowcroft, Mitglieder amerikanischer Flugzeugcrews, die in den 1960er Jahren Söldner im Kongo transportierten, und ein investigativer Journalist, der in den 1970er Jahren umfassend zu den Söldneroperationen in Angola und Rhodesien recherchiert hat. Zwei befragte Söldner habe ich auf deren eigenen Wunsch hin pseudonymisiert. Insgesamt ist festzuhalten, dass bei vielen der

involvierten Akteure nach wie vor rechtliche oder allgemeine Bedenken vorherrschen, die Interviews im Wege stehen. Für jedes erfolgreiche Interview stehen deshalb mehrere gescheiterte.<sup>74</sup>

Seit 1975 gibt die Söldnerzeitschrift *Soldier of Fortune* als *Journal of the Professional Adventurer* (so der Untertitel) facettenreiche Einblicke in die US-amerikanische und internationale Söldnerszene. Das Magazin ist besonders interessant, weil die Zusammensetzung der Redaktion von vornherein Berührungspunkte zur CIA und militärischen Spezialeinheiten suggeriert. Anhand mehrerer quantitativer Auswertungen der Jahrgänge 1975 bis 1986 und statistischer Daten zur Redaktion und Leserschaft des Magazins, mache ich eine erhebliche Bedeutung dieser Zeitschrift für die Aktivitäten von US-Söldnern<sup>75</sup> während des Kalten Krieges geltend.<sup>76</sup> Die ersten zehn Jahrgänge von *Soldier of Fortune* sind mittlerweile fast vollständig aus den öffentlichen und akademischen Bibliotheken der USA, einschließlich der Library of Congress, verschwunden.<sup>77</sup> Möglicherweise wurden sie als begehrte Sammlerstücke entwendet, wie ein Autor vermutet.<sup>78</sup> Die von mir zitierten Exemplare entstammen einer der letzten existierenden Sammlungen aus der Africana Collection der Northwestern University in Evanston, Illinois.

Trotz meines erklärten Schwerpunktes auf archivalischen Quellen und Selbstzeugnissen der Söldner ist es schwer möglich, die einzelnen Fallbeispiele ohne die reichhaltige Verfügbarkeit von Zeitungsberichten zu verfolgen und zu kontextualisieren. Die Betonung der US-amerikanischen Perspektive in der gesamten Studie bedingt hierbei einen Schwerpunkt auf den großen, überregionalen Zeitungen der USA.<sup>79</sup> Die Artikel investigativer Journalisten und lokal agierender Kriegsberichterstatter können mitunter einzelne Details über die Rekrutierung und Organisation der Söldnergruppen preisgeben, die vermutlich auch bei einer vollständigen Deklassifizierung der existierenden Dokumente nicht erkennbar wären.<sup>80</sup> Ich nutze mediale Quellen allerdings insbesondere dort, wo ein öffentlicher Diskurs über die

Söldnerinterventionen erkennbar wird. Gerade hier kann dieser Quellentyp mehrere Ziele erfüllen: Das quantitative Aufkommen an Zeitungsartikeln zu den Söldneraktivitäten in einem Konfliktgebiet lässt Rückschlüsse auf das generelle öffentliche Interesse an dem Thema zu. Ihr Tenor lässt häufig ein bestimmtes öffentlich perzipiertes Image der Söldner erkennen. Dieses kann heroisch, aber auch korrupt, inkompetent oder rassistisch sein. Auch wird in den Zeitungsartikeln deutlich, mit welchem Grad an Intensität Journalisten versuchten, die Söldner mit der Regierung in Washington in Verbindung zu bringen. Häufig reflektierten die Zeitungsartikel zudem die Propaganda kommunistischer Staaten – und trugen sie damit in den innenpolitischen Raum.

- 1 Zitat: Andreas Oldag, »Söldner im Irak: Für 10000 Dollar in die Hölle«, *SZ*, 23. 4. 2004 (siehe auch im Folgenden das Abkürzungsverzeichnis ab Seite 553).
- 2 Verwandte Akronyme für private Militär- und Sicherheitsfirmen sind PSC, PMSC, SC, PMF und PSF.
- 3 Einen Überblick bietet der Sammelband von Chesterman und Lehnardt (Hg.), *From Mercenaries to Market*.
- 4 Shearer, *Private Armies*, S. 23; Singer, *Corporate Warriors*, S. 50–61.
- 5 Siehe dazu auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Narrativ bei O'Brien, »PMCs, Myths and Mercenaries«, S. 60–61.
- 6 NSAM 162, »Development of U.S. and Indigenous Police, Paramilitary and Military Resources«, 19. 6. 1962, RG 286, OPS, Director's Office, NF, Box 5, NARA. Einige Passagen aus NSAM 162 waren zwar spezifisch auf Vietnam bezogen, insgesamt galt die Direktive jedoch zur Bekämpfung kommunistischer Aufstände (*insurgencies*) weltweit.
- 7 Dies reflektieren 1965 generelle, theoretische Überlegungen zu Nutzen und Einsatzmöglichkeiten im internen Bulletin der CIA, siehe Steinmeyer, »Intelligence Role«, S. 62 (eingesehen in CIA FOIA ERR).
- 8 Thomas, *Mercenary Troops*, S. 89.
- 9 *Stiffener* stabilisieren als Offiziere und Berater die Disziplin und das Durchhaltevermögen von Einheiten im Gefecht, *force multiplier* wirken sich durch das Training größerer lokaler Gruppen und den Einsatz spezieller oder besonders komplexer Bewaffnung und Ausrüstung aus.
- 10 Phillips, »Mercenaries«, S. 512.
- 11 Als Söldnerinterventionen verstehe ich die aktiv betriebene oder indirekt geförderte Rekrutierung von konfliktexternen Privatpersonen zur Unterstützung einer Konfliktpartei. Die Söldner werden hierbei als ein für den Konflikt strategisch relevantes Element wahrgenommen. Ein solches Söldnerprogramm kann folglich eine

von mehreren Komponenten einer verdeckten (aber nicht klandestinen) Intervention sein.

- 12 Dass verschiedene Arten von Stellvertretern in den Konflikten an der Peripherie häufig auf mehreren Analyseebenen existierten, unterstreicht Dunér, »Proxy Intervention«, S. 353–354. Söldner und lokale Konfliktpartei fielen insofern in eine Kategorie, als sie einen Ersatz für die direkte Beteiligung der USA darstellten: Loveman, »Assessing the Phenomenon of Proxy Intervention«, S. 32.
- 13 Greiner, »Zwischen ›Totalem Krieg‹ und ›Kleinem Krieg‹«, S. 17–18.
- 14 Ich verwende den Begriff der Administration grundsätzlich im amerikanischen Sinne des Wortes: Gemeint sind neben der Regierung auch die führenden Ebenen der Exekutivorgane, etwa der CIA oder des Außenministeriums.
- 15 Harsch und Tony, *Angola*, S. 10 (Zitat). Weitere Verallgemeinerungen dieser Art finden sich bei Arnold, *Mercenaries*, S. 33; Kwitny, *Endless Enemies*, S. 84–85; Burchett und Roebuck, *Whores of War*, S. 25.
- 16 Burchett und Roebuck, *Whores of War*, S. 14.
- 17 Courtney, »American Mercenaries and the Neutrality Act«, S. 184.
- 18 Einen Querschnitt durch diese Überlagerungen zeigen die Beiträge zu Stoker (Hg.), *Military Advising*.
- 19 Die Angaben zum Kongo und zu El Salvador entstammen der offiziellen Datenbank der US-Behörde für Entwicklungshilfe unter <http://gbk.eads.usaidallnet.gov> [6. 8. 2012]. Zu den Kosten des Contra-Krieges: Smith, *Resisting Reagan*, S. 37.
- 20 Zu Deutsch: »glaubhafte Dementierbarkeit«.
- 21 Mockler, *Mercenaries*, S. 19. Für eine ausführliche Diskussion der Definitionsfrage siehe auch den Essay des Historikers Frank Westenfelder, »Was ist ein Söldner?«, in dem von ihm gegründeten E-Zine [www.kriegsreisende.de](http://www.kriegsreisende.de) [27.11.2013].
- 22 Die wichtigsten drei Definitionsversuche waren Artikel 47 im Zusatzprotokoll I zu den Genfer Konventionen (1977), die Antisöldnerkonvention der OAU (1977) und die UN-Konvention zur Rekrutierung, Nutzung, Finanzierung und Ausbildung von Söldnern (1989). Die letzten zwei versuchten, völkerrechtliche Söldnerverbote umzusetzen, während Zusatzprotokoll I Söldnern ihren Kriegsgefangenenstatus nahm.
- 23 Best, *Humanity in Warfare*, S. 328, Anm. 83.
- 24 Milliard, »Overcoming Post-Colonial Myopia«, S. 54–56; Maaß, *Kriegsvölkerrechtliche Rechtsstellung*, S. 216.
- 25 Allein auf den Zeitraum des Kalten Krieges bezogen und ohne Berücksichtigung moderner PMCs: Burmester, »Recruitment«; Cassese, »Mercenaries«; Hampson, »Mercenaries«; Major, »Mercenaries and International Law«; Mourning, »Leashing the Dogs of War«; Roberts, »New Rules«; Schwarzenberger, »Terrorists«; Taulbee, »Soldiers of Fortune«; Taulbee, »Myths«.
- 26 Sikora, »Söldner«, S. 212; Avant, *Market for Force*, S. 22–23.
- 27 Percy, *Mercenaries*, S. 54–64.
- 28 Westenfelder, *Kleine Geschichte der Söldner*, S. 9. Siehe auch: UK Privy Council, Diplock Committee, *Report to Inquire into the Recruitment of Mercenaries*, Abs. 7. Die Kommission untersuchte den Einsatz britischer Söldner in Angola 1976 durch die CIA.
- 29 Thomson, *Mercenaries, Pirates, and Sovereigns*, S. 26–31; Cotton, »Comment«, S. 145–148.
- 30 WH Memcon, Kissinger und Garba, »CIEC; Angola«, 17. 12. 1975, RG 59, Kissinger Records, Box 13, GRFL. Auch die Contras in Nicaragua versuchten, die kubanischen